

Antonela Marušić

Mitgift

ROMAN

Aus dem Kroatischen
von Marie Alpermann

An diesem Nachmittag verpasste mir mein Onkel die erste große Tracht Prügel.

Die Arme um meine Knie geschlungen, hockte ich verweint unter dem Tisch im Wohnzimmer und schmiedete einen genialen Plan: Schriftstellerin werden und es ihnen zeigen! Ich stellte mir die Befreiung vor, die das Schreiben mit sich bringen würde, wenn ich erst einmal von mir sagen konnte: Ich bin eine Dichterin. Oh, wird das toll, malte ich mir begeistert aus.

Doch noch ist es zu früh, noch bin ich bloß eine kleine Rotzgöre, die die Mutter jeden Sommer auf der Insel ablädt und die am ganzen Leib zittert vor Rachedurst.

Es ist das Jahr 1981 und ich stehe erst am Anfang meiner Gerechtigkeitsmission. Ich bin sieben Jahre alt, im Herbst komme ich in die erste Klasse der Veljko-Vlahović-Grundschule in Split.

*

Mein Onkel kommt geladen von der Arbeit heim. »Sei besser still, dein *Barba* ist grantig«, flüstert mir Oma im Dialekt zu. Meistens begegnet sie ihm im Vorgarten oder auf der Straße und kommt mich warnen, bevor er das Haus betritt. Ich höre, wie er lautstark flucht, weil das Hoftor immer noch quietscht: Wir hätten vergessen, es zu ölen, immer müsse er alles machen, verfluchter Mist! Sein Gesicht ist rot und ver-

schwitzt, kurz vor Mittag ist es heiß. Er tritt nach allem, was ihm vor die Füße kommt, dann bleibt er mit der Fußspitze zufällig an Omas Blumenkübel hängen – Anlass genug für eine neue Schimpftirade. Ich versuche mich zu verdrücken, aber irgendwie laufe ich ihm trotzdem jedes Mal über den Weg. Wenn er mich nicht sofort sieht, ruft er nach mir, brüllt herum und schreit meinen Namen, hört nicht auf, bis ich endlich reagiere. Ich komme aus dem Wohnzimmer auf den Hof gelaufen.

»Komm her! Bist wohl taub oder was?«

Er drückt mir zwei Plastiktüten in die Hand, so schwer, dass ich sie beinahe fallen lasse.

»Hier, nimm und brings in den *Turčin*. Aber dalli!«

»Und dass du mir ja nix zerbrichst, verdammt!«, schnauzt er mich an.

Ich trage die Tüten zur Feuerstelle im *Turčin* und stelle sie dort ab.

»Na los, du hilfst mir jetzt beim Waschen!«, befiehlt er und wirft sich das Handtuch, das ihm Oma reicht, über die Schulter.

In wenigen Schritten ist mein Barba am anderen Ende des Hofes, wo schon ein Eimer Wasser aus dem Brunnen bereitsteht, das soll ich ihm nach und nach in die hohlen Hände gießen. Nervös und hastig reibt er das riesige Stück gelbe Seife zwischen den Händen, ich muss das Wasser langsam gießen und achtgeben, dass ich nicht zu viel auskippe. Wasser ist teuer auf der Insel, daran erinnern mich mein Barba und meine Oma jeden Tag. Während er sich wäscht, spritzen dreckige Tröpfchen von seinem Gesicht auf mich. Ich finde das eklig, darf mir aber nichts anmerken lassen, sonst sagt er wieder, ich würd einen auf feine Dame machen!

Ich gehe in die Küche und setze mich an meinen Platz am Esstisch: auf die Holzbank an der Wand. Meine Oma sitzt mir gegenüber, sein Platz ist an der Stirnseite. Barba hustet zweimal laut.

Oma bringt den Topf mit Graupen herbei und tut uns auf. Barba knurrt: »Ich glaub, mein Schwein pfeift! Der Tino, der Dummbartel, hat schon wieder die ganzen Spitzhacken im Garten vom Hotel liegenlassen und is einfach weg.« Er breitet den ganzen Fall »Tino« vor uns aus und nimmt sich einen Löffel Graupen.

»Pass auf, heiß! Wart doch bissel, dass abkühlt«, empfiehlt ihm Oma.

»He, lass mich, ich hab nen Mordshunger«, antwortet er und futtert los.

Ich rühre in meinem Teller und puste auf die Graupen, damit sie schneller kalt werden. Plötzlich hört Barba auf zu essen, hält seinen Löffel hoch und starrt darauf.

»Wieso hab ich so nen Löffel, he?«, fragt er und schaut mich an. Barba kann die flachen neuen Löffel nicht ausstehen. Er mag lieber die alten, abgenutzten, sie sind rund und tief und es passt mehr Essen auf einmal darauf. Nur haben wir nicht mehr viele davon, und ich muss oft die ganze Schublade durchwühlen, bis ich einen finde. Mein Barba hat keine Zeit für flache Löffel, bei ihm pressiert's immer. Es gibt ja noch so viel im Haus zu werkeln. Wir sind Frauen, wir können das nicht.

Oma steht auf, kramt einen alten Löffel aus der Besteckschublade und reicht ihn meinem Barba.

»Du hast mir den Löffel hinglegt, wegen dir muss se jetzt extra aufstehn«, sagt er und deutet mit dem Löffel auf mich.

»Isses denn so schwer, mal was gscheit zu machen? Du blät-

terst doch den ganzen Tag bloß in deine Heftchen oder stellst im Hof dummes Zeug an.«

Damit meint er meinen Versuch, Blumen und Basilikum zu pflanzen. Er hat mir schon mehrfach verboten, mit Blumentöpfen und Erde zu spielen, ich mach es aber so, dass er nichts mitbekommt, kippe die Erde anschließend zurück in den Garten, fege die Spuren mit einem kleinen Reisigbesen weg, den leeren Kübel schiebe ich unter den Tisch im Weinkeller, ins Dunkel, wo auch die Eimer mit gesalzenen Sardellen stehen.

Mir ist der Appetit vergangen, lustlos stochere ich in den Graupen, beiße ein Stück Brot ab und würge es fast ohne zu kauen herunter. Der unzerkaute Bissen rutscht langsam die Speiseröhre hinab und schabt an meiner Wirbelsäule. Ich würde am liebsten aufstehen und rausgehen.

»Warum isst nix? Hast wohl wieder vorm Essen Wurst gegesst?«

»Nein«, sage ich und nehme einen vollen Löffel Graupen in den Mund, doch sie sind zu heiß, und ich spucke die Hälfte schnell wieder zurück auf den Löffel. »Noch nicht abgekühlt«, schiebe ich hinterher und blicke ihn an.

»Jetzt reicht's aber mit dem Gewäsch, sei still und iss endlich, sonst setzt's was!«

Meine Oma schaut zu mir, ihre Augen verengen sich. Ich spüre, wie mir die Hitze in den Kopf steigt.

»Ich hab heut überhaupt nix falsch gemacht, ich hab Oma beim Graupenkochen geholfen, hab den Hof gefegt, hab die Hühner gefüttert ...«, zähle ich an den Fingern ab und schnelle hoch.

»Stimmt, mein Lieber, fein hat se mir geholfen heut ...«, bestätigt Oma, doch sie wird von Barba unterbrochen.

»Sackerlot, ich glaub es hackt, setz dich gefälligst hin, wie's Gott gefällt, und iss deinen Teller auf!«

»Nein«, gebe ich zurück und will ein paar Schritte um ihn herum und aus dem Zimmer gehen.

Da bekomme ich eine geknallt. Oma springt auf und hält Barba am Ärmel fest.

»Nela, Liebes, setz dich wieder hin und hör auf deinen Barba.«

»Ich will aber nicht!«, schreie ich sie an, gucke aber zu ihm. Dann zwänge ich mich zwischen Küchenbüfett und dem Stuhl meines Onkels durch, ich will in Richtung Hoftür fliehen, nach draußen auf die Straße rennen, bis zum Kai, wo die Fähren anlegen. Aber mein Barba kommt mir zuvor. Hält mich an der Schulter fest und rüttelt daran. Zieht den Gürtel aus seiner Hose und schlägt mir damit auf die Füße.

»Himmel, Arsch und Zwirn, du gibst mir nich so patzige Antworten!« Ich halte die Arme über meinen Kopf und vor mein Gesicht, ich will meine Oma um Hilfe rufen, doch keine Chance, seine Hände sind schwer und schnell, und wenn er mit dem Gürtel ausholt, brennt die komplette Haut an der Stelle, auf die er geschlagen hat, und ich bekomme kaum Luft. Auf einmal hält er inne, und ich sehe, wie Oma hinter ihm steht und etwas zu ihm sagt. Ich kann nicht hören, was, in meinem Kopf rauscht es – wie im Radio, wenn ich an dem Knopf drehe, um einen Sender zu finden.

Barba lässt mich los und marschiert ab. Mein ganzer Körper zwiebelt. Oma will mich umarmen, doch ich weiche aus. Ich gehe ins Wohnzimmer, knalle die Tür hinter mir zu. Dort verkrieche ich mich unter dem Tisch. Die Tischdecke hängt ziemlich weit runter, es ist angenehm halbdunkel dort unten. Jetzt, wo ich allein bin, fange ich an zu weinen. Ich

heule schluchzend, dann wische ich mir die Tränen aus dem Gesicht und an meinem T-Shirt ab.

*

Wenn ich den Kopf ein wenig aufrichte, stoße ich an den Wohnzimmertisch und er hebt sich fast. Ich bin schon zu groß, um dort zu sitzen, aber irgendwie habe ich mich darunter gezwängt, fest entschlossen, hier eine Weile zu bleiben, so lange, wie ich es nur aushalte. Ich versuche, ruhiger zu atmen und eine möglichst bequeme Haltung zu finden. In dem Moment ist der Quadratmeter unter dem Wohnzimmertisch mein Turm mit Schießscharte. Dort passt nur eine Person hinein, verletzt, aber rasend vor Wut, eine allein gegen alle.

Meine Oma setzt sich auf das Sofa vor mir, nimmt etwas in die Hand und dreht es zwischen den Fingern, sie redet mit sich selbst. Ich höre nur mit halbem Ohr zu, mein Blick ist auf ihre schwarzen Lederschlappen und ihre dünnen Beine mit schlaffer Haut gerichtet. Sie redet leise vor sich hin, reiht ein Wort ans andere. Mich interessiert nicht, was sie sagt, hundert Mal habe ich das schon gehört.

15 oder 20 Jahre später sollte ich wissen, dass das Aneinanderreihen von Wörtern ihre persönliche Art war, mit der Situation fertigzuwerden. Doch ich finde die Stimme meiner Oma merkwürdig, sie erinnert mich an die alten Frauen aus einer Serie, die im Fernsehen immer nach den Nachrichten läuft, darin weinen die Frauen fast beim Sprechen. In Wirklichkeit weinen sie nicht richtig, sie sprechen nur mit klagender Stimme, jede erzählt etwas Eigenes und doch fast das Gleiche, alle reden durcheinander. Als unterhielten sie sich

mit Geistern, die nur sie sehen können. Ich verstehe nicht, warum sie immerzu reden müssen und nie aufhören, es wird mir schnell unangenehm, ihnen zuzuhören, selbst wenn ich allein zu Hause bin. Deshalb ist mir auch Omas Abzählerei auf dem Sofa unerträglich, ich wünschte, sie wäre jetzt nicht im Wohnzimmer und ich hätte meine Ruh.

Irgendwann verstummt sie plötzlich und stößt einen tiefen Seufzer aus. »Komm her«, ruft sie mir zu und klopf rechts neben sich aufs Kanapee. »Ei ei, komm schon, setz dich her. Ich kraul dir'n Kopf, das magst doch so gern.«

Ich tue weiter, als sähe und hörte ich sie nicht, stattdessen konzentriere ich mich ganz auf das Ticken der Wanduhr. Erst wenn mir vom Hocken die Knie schmerzen, werde ich zu ihr gehen. Vorher werde ich noch über den Hof ins Badezimmer laufen, um mich zu waschen und zu pinkeln. Dann werde ich ins Wohnzimmer zurückkehren, mich neben sie setzen und den Kopf in ihren Schoß legen, und sie wird mich den ganzen Nachmittag streicheln. Sie wird nicht weggehen, um den Abwasch zu machen oder den Hühnern die Reste vom Mittag zu bringen, nichts von dem, was sie normalerweise zu dieser Tageszeit tut. Meine Oma wird ein paar interessante Geschichten auspacken, die ich noch nicht kenne. Sie wird reden, ich werde bloß hie und da nachfragen. Allmählich wird unsere alte Routine wieder einkehren.

Beim Erwachen am nächsten Morgen werde ich die roten Striemen vom Gürtel auf meinen Armen und Beinen sehen und mir wird alles wieder einfallen. Sie werden aussehen wie Spuren im Sand, die ich entziffern muss, bevor sie die Wellen im Dämmerlicht tilgen.

Als Oma an diesem Morgen vom Markt zurückkommt, zieht sie eine Schachtel aus dem Beutel. In der Schachtel befindet

sich eine Plastikdose, die in weißes Seidenpapier gewickelt ist, eine gelbe Salbe darin. Nach dem Mittagessen reibt sie mir damit im Zimmer die geröteten Stellen ein. »Dass schneller vorbeigeht und nich so doll zwickt.«

*

Die nächsten Tage wird mein Barba mir ausweichen und nur, wenn es unbedingt sein muss, etwas zu mir sagen. Ich werde ihm nicht in die Augen schauen, nicht etwa aus Angst, sondern weil mein Ekelgefühl ihm gegenüber stärker sein wird als alles, was ich in den sieben Jahren meines Lebens je empfunden habe. Den Tisch fürs Mittagessen wird meine Oma decken, bis auf Weiteres bin ich von dieser Aufgabe befreit. Stattdessen lässt sie mich jeden Abend, wenn die Hitze nachgelassen hat, mit einem dünnen schwarzen Schlauch den Garten wässern. Sie wird mir beibringen, den Schlauch niedrig zu halten oder für eine kurze Weile neben die Tomaten-, Gurken- und Zucchiniplanzen zu legen, bis die Erde drumherum getränkt ist. Später wird sie mich mit einem Plastikeimer in den Garten schicken, damit ich ihn mit reifem Obst und Gemüse fülle.

Wenn Vorübergehende oder Nachbarn mich bei der Arbeit im Gemüsegarten sehen, tue ich so, als ob ich sie nicht bemerkte, wühle ganz vertieft im Dickicht der großen Zucchiniplanzen. Die riesigen Blätter stehen so dicht, dass ich die hellgrünen Früchte kaum erkenne – die Zucchini sind jetzt genau richtig, um geerntet zu werden, sind noch nicht zu groß gewachsen, wie Oma immer sagt. Ich pflücke, so viel ich tragen kann, renne über die Straße, öffne die Hoftür mit dem Ellenbogen und schlepe den vollen Eimer in die Küche.